

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Samstag, 23. März.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Die letzte Kurve.

(Nachdruck verboten.)

Roman in 19 Bildern von Curt Seibert.

„Ich habe auf die Uhr gesehen, Ihr sucht jetzt eine halbe Stunde nach einem Ausweg, ich habe ihn. Am Sonntag stelle ich Szembolin meinem Bekannten als Ali ben Hudsi Bey von der türkischen Botschaft vor, der in geheimer Mission hier ist, um Patente anzukaufen. Spindler kann das dann Herrn Merz sagen und auch diesen mit Szembolin bekannt machen.“

„Liebes Kind“, Palisander war schon nervös geworden, „du bist ja herzensgut, aber manchmal etwas dämlich. Was soll Herr Spindler für ein Interesse daran haben, Herrn Merz auf den Türken aufmerksam zu machen?“

„Aber er ist doch sein Freund.“

„Wer???“

Beide Männer hatten es gerufen und waren aufgesprungen.

„Was habt Ihr nur immer? Ihr schreit ja, als ob ich taub wäre. Der Spindler ist dem Merz sein Freund, hat er mir selbst gesagt.“

„Und warum sagst du das nicht gleich?“

„Ich hab' gedacht, das ist nicht so wichtig.“

Palisander tippte ihr auf die Stirn.

Das Telephon rasselte.

„Dein Vorschlag mit dem Türken hat mich auf 'ne glänzende Idee gebracht.“

Er nahm den Hörer ab.

„Hier Palisander, wer dort?“

6.

Spindler hatte Merz ein heiliges Versprechen geben müssen, keinem Menschen etwas von ihren Absichten zu sagen oder auch nur eine Andeutung zu machen. Aber hatte er nicht diesem Mädchen, Veronice hieß sie wohl, allerhand erzählt? Besonders quälte ihn, daß er nicht mehr wußte, was und wieviel. Er hatte nur noch eine dunkle Erinnerung an eine Kahnfahrt und einige entzückende Stunden in ihrem Heim, das er erst gegen Morgen verlassen hatte.

Daher war er froh, daß es ihm gelungen war, Merz nach längerem Sträuben zu einer Unterredung mit Schöttler zu bewegen. Er kannte diesen Schöttler von früher her und hatte erfahren, daß er sich für die Pläne seines Freundes interessierte.

Seit zwei Stunden saßen sie nun schon in Schöttlers Arbeitszimmer und kamen zu keinem Ziel. Der alte Schöttler, ein jovialer Herr, Mitte der Fünfzig, ging recht scharf ins Zeug. Er wußte ebenso wie die ganze Industrie, daß die von ihm erbauten Automobile nicht viel taugten und suchte schon seit Jahren nach einer Neukonstruktion, doch bisher immer vergebens. Nun kam ihm dieser Merz gerade recht, und er glaubte ihn für seine Pläne gewinnen zu können, indem er die Festung sozusagen im Sturm nahm. Aber dafür war Merz nicht zu haben und so konnte er sich zu keinem Entschluß durchringen. Die Art und Weise, wie Schöttler die Sache vom Geschäftsstandpunkt aus behandelte, behagte ihm durchaus nicht. Es hieß immer wieder: Was kostet die Sache, was verlangen Sie dafür? Und er konnte keinen Preis nennen. Endlich stand er auf.

„Herr Schöttler“, sagte er, „es hat keinen Zweck weiter zu verhandeln, bevor ich nicht nach dem mor-

gigen Rennen auf Grund meiner genauen Berechnungen zu der Überzeugung gekommen bin, daß der von mir zu erbauende Wagen schneller sein wird, als die bisher konstruierten. Und dann, ich lasse mir mein Lebenswerk, an dem ich mit jeder Faser meines Herzens hänge, nicht für Geld ablaufen und aus der Hand reißen. Wenn ich soweit bin, wie ich es wünsche, dann gibt es für mich nur einen Weg, ein Konsortium zu finden, das mir eine Fabrik erbaut und mich als Leiter des Unternehmens einsetzt, damit ich auch weiterhin meine Arbeit überwachen kann.“

Ganz bleich war er geworden. Die beiden andern Herren waren verstummt.

„Bravo, bravo!“, klang eine helle Mädchenstimme.

Spindler und Merz wandten sich um und erblickten zu ihrem größten Erstaunen eine junge Dame, die unbemerkt ins Zimmer getreten war. Es war dieselbe, mit der sie vor wenigen Tagen oben am Fort das Zusammentreffen gehabt hatten.

„Darf ich Ihnen meine Tochter Jana vorstellen?“, sagte Schöttler, „Herr Spindler — Herr Merz.“

„Laß nur, Papa, wir kennen uns schon, bis auf die Namen, das sind nämlich die Herren, die neulich so nett waren, Bella und mich nicht totzufahren.“

Rasch ging sie auf Merz zu und gab ihm die Hand.

„Ich habe gehört, was Sie sagten. Es freut mich, zu sehen, daß es noch solche Idealisten auf der Welt gibt. Papa dürfen Sie seinen Standpunkt nicht übelnehmen, er ist immer Geschäftsmann.“

„Vielleicht hast du recht, mein Kind, aber wenn Herr Merz in meine Jahre gekommen ist, wird er für seinen Idealismus nicht mehr viel übrig haben, der verliert sich nämlich im Leben. Aber nichts für ungut, wenn wir auch heute nicht zum Ziel gekommen sind, vielleicht reden wir später noch einmal davon.“

7.

Es war einer der größten Tage, den die Hauptstadt je erlebt hatte. Seit Tagen rix man sich um die Eintrittskarten zu dem Rennen auf der Automobilstraße, dem Großen Frühjahrspreis. Alle Verkehrsmittel hatten Sonderzüge eingelegt, sogar auf dem hinter der Rennstrecke liegenden freien Felde war eine provisorische Flugzeuglandestelle eingerichtet worden, auf der ununterbrochen Maschinen mit Passagieren aus Hamburg, Leipzig, München, Köln, ja sogar aus Wien, Prag, Moskau und Zürich eintrafen. Unabsehbare Reihen von Autos, Motorrädern, Kutschwagen, Kremfern, Dogcarts und allen übrigen Fahrzeugen der älteren und neueren Zeit bewegten sich zwischen den schwarzen Massen der Fußgänger auf den fünf aus der Stadt hinaus zur Bahn führenden Straßen.

Die Rennstrecke war im ganzen 17 Kilometer lang, hatte eine kleine Kurve im Süden und eine große im Norden, der Start war kurz hinter der großen Kurve auf der Westseite. Die Tribünen, acht an der Zahl, waren sehr geschickt angelegt und so verteilt, daß man überall einen großen Teil der Strecke überblicken konnte. Längs der ganzen Bahn waren Stehplätze hinter geschlossenen Barrieren geschaffen worden, doch hatten sich viele auch anderweitig Einblick verschafft, sie

waren nämlich auf die ringsum angelegten Zäune geklettert oder saßen auf den Bäumen des die Straße begrenzenden Waldes.

An der großen Kurve, vierhundert Meter vor dem Start, standen die Wagen, die gestern abgenommen worden waren, ausnahmslos Zweiliterwagen der besten ausländischen und inländischen Konkurrenz. Jede Firma stellte ein Team, das in denselben Farben strahlte, dazwischen einige Herrenfahrer, darunter Palisander auf seinem selbst konstruierten „Sonnenstrahl“. Corretti fuhr für Kugler. Sonst sah man an bekannten Größen noch Fleischer, Amerika auf Bäder, Kazzarani, Italien auf Miat und Dräisy, Frankreich auf Fuller.

Die Zieltribüne füllte sich. Jana Schöttler mit ihrem Vater saß vorn in der Loge, auch sie ließen zwei Wagen starten. Etwas abseits erblickte man Spindler, der mit Veronice erschienen war und nach Merz Umschau hielt. Als der sich kurz darauf einsand, machte ihn Spindler mit seiner neuen Freundin bekannt. Doch Merz hatte jetzt dafür kein Interesse, er nickte nur kurz und flüsterte Spindler ins Ohr:

„Ich bitte dich, auf Corretti zu achten, er hat Nummer 14.“

Schöttler war inzwischen abgerufen worden und kehrte jetzt aufgeregt zurück, er war völlig fassungslos.

„Denken Sie sich nur“, rief er zu den Herren herüber, „mein Fahrer Hörner fällt aus dem Wagen und bricht sich ein Bein. Jetzt habe ich für meinen zweiten Wagen keinen Mann am Steuer. Die Kommission hat mir zwar erlaubt, einen Ersatzfahrer einzustellen, aber wo soll ich den jetzt hernehmen?“

„Fahr du doch“, sagte Merz.

Spindler war sofort einverstanden und verschwand mit dem freudestrahlenden Schöttler. Da erschien am Eingang zu der Tribüne ein Herr mit braunem Teint und schwarzem Spitzbart, der suchend auf und abschnitt, seinen Platz nicht zu finden schien und vergebens die Nummer seines Billetts mit denen der Stühle verglich. Da erblickte ihn Veronice und rief ihn an. Sie fragte Merz, ob er gestatte, daß dieser Herr den freigewordenen Platz Spindlers einnehme? Der hatte nichts dagegen, und so erfuhr Merz, daß der Herr von der türkischen Botschaft sei und Ali ben Hudsi Bey heiße. Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Türke, daß er nicht direkt der Botschaft angehöre, sondern ihr nur angegliedert sei, um hier in Deutschland Neuerungen auf dem Gebiete der Technik kennen zu lernen, Patente anzukaufen und ähnliches.

„Herr Merz hat auch irgend etwas erfunden“, warf Veronice dazwischen, „aber er will nichts darüber verraten.“

In diesem Moment ertönte die Glocke, die Starter wurden aufgezo-gen, es hatte sich dem Programm gegenüber nichts verändert:

Nummer	Fabrikat	Fahrer	Nationalität
1	Miat	Sonore	Italien
2	Kugler	Schrent	Deutschland
3	Bäder	Graf Nobel	Amerika
4	Fuller	Dräisy	Frankreich
5	Schöttler	Spindler	Deutschland
6	Miat	Kazzarani	Italien
7	Meier	Meier	Deutschland
8	Kugler	Bohm	Deutschland
9	Fuller	Benneauz	Frankreich
10	Bäder	Fleischer	Amerika
11	Miat	Clabesi	Italien
12	Schöttler	Willing	Deutschland
13	Palisander	Palisander	Deutschland
14	Kugler	Corretti	Deutschland

Veronice hatte gerade sämtliche laut vorgelesen, als der Startschuß ertönte. In Abständen von vierhundert Metern gingen die Wagen auf die 120 Kilometer lange Reise, sieben Deutsche und sieben Ausländer. Die Aufregung des Publikums war ungeheuer, kein Mensch blieb sitzen, obwohl die Wagen sofort vorbei waren und erst in einigen Minuten wieder kommen konnten. Als die Autos zum ersten Mal wieder sichtbar wurden, heulten die Menschen und riefen den Fahrern auf-

munternde Worte zu, obwohl sich doch jeder sagen mußte, daß diese das nicht hören konnten.

In der ersten Runde hatte sich an der Reihenfolge wenig geändert, vorn lag noch immer Sonore auf Miat, gefolgt von Schrent, an den sich Graf Nobel schon herangelehnt hatte. Dichtauf Dräisy auf Fuller, dann war ein leerer Raum von 1000 Metern, plötzlich kamen mehrere auf einmal, man hörte schon von ferne das vierfache Krachen der Motoren. Spindler, dessen Wagen schon bedenkliche Nebengeräusche hatte, mit Kazzarani, Meier und Bohm rasten dicht nebeneinander her. In der großen Kurve ging der Italiener im Sturm an Spindler vorbei, während Meier Bohm passieren lassen mußte. Dann kam der Amerikaner Fleischer, der blendend in der Kurve lag. Man fühlte, daß er bald weiter vorn enden würde. Den Beschluß bildeten Palisander und Corretti, zwischen denen noch genau vierhundert Meter lagen.

In diesem Moment ging die Scheibe hoch: Nr. 12 liegt mit Bergaserbruch auf der Strecke. Schöttler hatte also Pech, er geriet etwas in Unruhe, da man nicht wissen konnte, ob den Insassen etwas passiert war. Veronice unterhielt sich mit dem Türken recht eifrig und laut über die Aussichten der Konkurrenten, während Merz nur selten in das Gespräch einriffs. Er hatte einen Block vor sich und notierte mit einer Stoppuhr in der Hand die Geschwindigkeit und verschiedenes andere, was ihm auffallen und ihn interessieren mochte.

Beim Publikum galten Kazzarani und Fleischer als Favoriten, während sich Veronice sehr viel von Palisander versprach, obwohl sie ihn nicht kannte, wie sie sagte. „Auch Spindler könnte gut abschneiden“, meinte sie, aber dem gab Merz keine Aussichten, die Schöttlerschen Automobile seien zu schlecht, um konkurrenzfähig zu sein. Die Hauptsache sei, daß ein Deutscher gewinnen, das andere wäre ihm gleichgültig. (Fortf. folgt).

Nur einer.

Die Amsel sang
Bis in die Nacht hinein
Da mitten im Getriebe der Stadt
Ihr Hütchenlied,
Ihr einsam Lied.
Kein Ohr ihr'm Lied
Gelauscht hat.
Und doch hat sie gesungen,
Und doch sang sie den Frühling ein.
Nun ist ihr Lied verklungen
Im ersten Lichterschein.
Bald blühen Krokus
Gelb und rot
In Gärten
Vor den Häusern dort
Am Rand der Stadt.
Und wenn der Tulpenbaum,
Der ieko schwelle Knospen hat,
Die Blütenblätter
Frühlingsfart
Läßt auf den jungen Rasen fallen,
Dann will ich eilen durch die Stadt
Und fragen: Wer von allen
Den Farbentraum
Gesehen hat.

August Strauß.

Unheimliche Geschichten.

Von Dagobert Winter.

Kürzlich lief durch die Zeitungen die Mitteilung, daß Frau Elise Carnavon, die Gattin des berühmten Entdeckers des Grabes Tutanchamons, an den Folgen eines fliegenschnelles plötzlich gestorben sei. Hieran war dann noch die weitere aufsehenerregende Mitteilung geknüpft, daß ihr Tod die „mythische Drohung“ in Erinnerung bringe, wonach alle, die das Grab des Königs verletzten, bald sterben müßten. Tatsächlich sind denn auch von den an der Aufdeckung des Grabes Beteiligten bereits sieben Personen gestorben.

Dieser Fall steht nicht gerade vereinzelt da. So hat es fast zu allen Zeiten „Kuriösitäten“ gegeben, die für ihre jeweiligen Besitzer mehr oder weniger verhängnisvoll geworden sind.

Im Britischen Museum zu London befindet sich zum

Beispiel der Deckel eines Mumienfarges, der vordem die sterblichen Überreste einer ägyptischen Priesterin barg. Der Sarg wurde vor beiläufig fünfzig Jahren von fünf englischen Forschern entdeckt, die in Theben Ausgrabungen veranstalteten. Die Engländer hatten ihren Diener beauftragt, den Sarg zu öffnen. Der Mann brachte später den Deckel des Sarges in das Haus, in dem seine Auftraggeber abgestiegen waren, und noch am nämlichen Tage ging ihm sein Revolver in der Tasche los und brachte ihm eine gefährliche Verwundung bei. Bei den dann weiter einsethenden Ausgrabungen verunglückte einer der fünf Forscher, während ein zweiter innerhalb desselben Jahres starb. Die drei übrigen gebliebenen Forscher teilten sich bei der Abreise in die Funde, und denjenigen, dem die Mumienhülle zugesprochen worden war, verfolgte von da ab das Unglück. Bei seiner Ankunft in Kairo erfuhr er, daß sein Bankhaus in der Zwischenzeit seine Zahlungen eingestellt hatte. Durch diesen Schlag war er zum armen Manne geworden. Niemand brachte indessen diese Reihe von Unglücksfällen mit dem Deckel des Mumienfarges in Verbindung, und so kam er schließlich in den Besitz der Schwester des verarmten Forschers. Seit dem Tage aber, daß sie den ominösen Unglücksbringer im Hause hatte, ging auch für die Dame das Unglück an. Sie verkaufte daher die Hülle halb an einen Photographen, der zwei Wochen später starb. Seine Witwe, die zufällig die Geschichte der unheimlichen Reliquie erfuhr, schenkte sie dem Britischen Museum, wo sie sich noch heute befindet.

Im Besitze der Madame Sadi Carnot, der Gattin des früheren Präsidenten der französischen Republik, befand sich seinerzeit ein kleines indisches Götzenbild. Die kleine Statue war uralt, aus hartem Stein gemeißelt, und hatte ein Gewicht von nur einigen Pfund. Jahrelang war sie im Besitze der indischen Rajahsfamilie von Rhadiurao gewesen, und an ihren Besitz knüpfte sich die Überlieferung, daß dieser erst zur höchsten Macht und dann zum Tode durch den Dolch führe. Präsident Carnot hatte das unheimliche Kunstwerk von einem englischen Offizier gekauft, und fünf Jahre später sollte sich an ihm die Überlieferung bewahrheiten.

Im Besitze einer französischen Familie befindet sich ein schwerer, goldener Ring in Form einer Schlange, die auf dem Kopfe einen Feueropal trägt und deren Augen aus Smaragden bestehen. Das Schmuckstück ist von merkwürdiger, aber äußerst kunstvoller Arbeit. Dieser Ring wurde nun innerhalb vierzig Jahren fünfmal von den Fingern von Wasserleichen gezogen, die in die Pariser Morgue eingeliefert worden waren.

Im Museum zu Athen ist die Statue einer Aphrodite aufgestellt, an die sich ebenfalls ganz unheimliche Sagen knüpfen. Von Römerhorden einst geraubt und auf eine Tizeme verbracht, ging das Kunstwerk mit dem Schiff während eines Sturmes im Ägäischen Meere unter. Im 18. Jahrhundert wurde das Bruchstück von Perlenfischern entdeckt, die es nach Wertgegenständen durchstöberten. Einer der Taucher fand dabei die Statue und brachte sie auf das Deck des Bruchs. Bei den Versuchen, sie an die Oberfläche bzw. auf das Taucherschiff zu bringen, kamen nacheinander fünf der besten Taucher ums Leben. Die Überlebenden gaben dann die Bergung auf. Viele Jahre später wurde die Statue von griechischen Schwammfischern aufs neue entdeckt; aber ehe sie diesmal geborgen war, büßten drei weitere Menschen ihr Leben ein.

Auch Münzen sind schon ihrem jeweiligen Besitzer verhängnisvoll geworden. Als „Lulu“, der Sohn Napoleons III., in der englischen Armee als Offizier diente, befand er sich manchmal in großer Geldklemme. Er war daher mehr als einmal gezwungen, Hilfe bei seinem „Onkel“, d. h. beim Pfandleiher, zu suchen, besonders wenn es sich um Dinge handelte, in die er seine gestrenge Mama nicht einweihen wollte. Einmal fiel ihm ein altägyptischer „Skefel“ in die Hände, den er von seinem Vater erhalten und den dieser noch während seines unfreiwilligen Aufenthalts in Wilhelmshöhe an der Uhrkette getragen hatte. Der junge Prinz erinnerte sich dunkel, daß eine düstere Legende mit dem Besitze dieser Münze verknüpft sei und daß sie von seinem Großonkel, dem großen Napoleon, auf seinem ägyptischen Feldzug irgendwo im Lande der Pharaonen aufgefunden worden war. Gerade diese Tatsache gab ihm den Gedanken ein, den Skefel als Andenken an den großen Kaiser loszuschlagen. Tatsächlich erhielt er 50 Pfund Sterling für die Münze. Raum war jedoch ein Jahr verfloßen, als ihn in Südafrika im Kampfe gegen die Zulus der Tod ereilte. Der neue Besitzer des Skefels war der bekannte Lord Cavendish, Privatsekretär Gladstones und später Staatssekretär für Irland. Der Lord hatte den Skefel einem Freunde zum Geburtstag geschenkt, kurz bevor er sein Amt in Irland antreten wollte. Acht Tage später, am 6. Mai 1882, wurde er, wenige Stunden nach seiner Ankunft in Dublin, mit seinem Kollegen Lord Burke ermordet. Die Münze wurde nun von ihrem neuen Besitzer ängstlich gehütet, sie kam nicht aus seiner

Tasche. Aber auch für diesen blieb das Verhängnis nicht aus. Bei einem Besuch in Paris wurde ihm auf der Rennbahn in Auteuil das Portemonnaie, in dem sich die Münze befand, gestohlen. Einige Tage später ertrank er beim Baden in der Seine. Seitdem hat man nichts mehr von dem Skefel gehört.

Tote Saison.

Von Siegfried von Begejad.

Im Grand-Hotel sind die grünen Fensterläden geschlossen. Breit und einladend liegt die Terrasse über dem indigoblauen Meer, aber die Liegestühle sind zusammengeklappt, die Tische beiseite gerückt, und Meer und Sonne verschwenden alle Herrlichkeit ins Leere.

Im Speisesaal, hinter den orangegelben Jalousien der riesigen Fensterscheiben, sind alle Tische mit weißen Tischern bedeckt. Aber nur in einer Ecke sitzt ein altes englisches Ehepaar. Der Engländer ist knöchern und blond, die Lady dürr und verwitert. Der Kellner bedient es mit Ehrfurcht, die der Mensch immer nur dem Einzigen darzu bringen vermag. In der Mitte des Speisesaales, auf weiß bedecktem Tisch, liegt die in Leder gebundene Weinkarte.

Unten am Strande strahlt eine lange Front von Badehäuschen auf das in der Mittagssonne klimmernde Meer. Aber die Türen sind geschlossen, von kleinen Sanddünen verweht, und jedes Häuschen ist mit starken Striden festgebunden, damit der Mistral es nicht entführt. Nur ein zerrissener weißer Strandschuh sonnt sich verlassen auf dem gelben Sande. Ein schwarzer Hund trottet, wie ein alter Kurgast, am Meer entlang. Ein einsames Liebespaar knust sich vor einer Palme gegenseitig ab.

Im Schaufenster der kleinen Paveterie hängen vom Fliegen punktierte bunte Anflugsarten: blaues Meer, Palmen, Pinien, Fischerboote. Aber sie warten umsonst auf die üblichen heraldischen Grüsse. Das Fräulein von der Post schläft in ihrem vergitterten Käfig. Der Briefträger macht aus Gewohnheit seine Runde, aber seine Tasche ist leer.

Die Straße wird aufgerissen, Wasserrohre werden gelegt. Ein Hotel wird neu angestrichen, ein anderes bekommt Zentralheizung. Blauhofige Fischer hoden am Strande und fischen ihre rostbraunen Netze. Jeder bereitet sich in der Stille für den nächsten Tag, für die nächste Saison vor. Statt der von Cool gekochten Reisegesellschaft trabt eine Herde wolliger Schafe über die Strandpromenade. Aber geschoren werden auch sie.

Nur ein obflüchtig von aller Vernunft verlassener Wanderzirkus hat auf dem kleinen Platz sein Zelt aufgeschlagen. Am Abend dröhnt Trommelgewirbel, Paukenschlag und Trompetenstöße verheißungsvoll aus dem Innern. Born, im hellen Schein einer Karbidlampe, sitzt Madame an der Kasse. Ich nehme eine Karte und betrete den Raum. Drei Reihen von schmalen Brettern umgeben das Rund der Arena. Alle Bänke sind leer. Ich setze mich links in die erste Reihe. Ein Trapes ist ausgespannt, ein paar eiserne Gerüste sind aufgestellt. Der Raum wird durch dünne Karbidflämmchen beleuchtet, die oben aus einem Reiss züngeln.

Im Hintergrund, vor einem zerklüfteten Vorhang, steht ein hagerer Mann und schlägt die Trommel. Er hat einen grauen Regenmantel an, aber sein Kopf ist weiß gepudert, mit einer roten Nase, und unten schauen die dünnen Trilobene eines Artisten hervor. Neben ihm bearbeitet ein kleiner Junge die große Pauke und gleichzeitig die beiden runden Scheiben des Schlaginstrumentes. Vom Trompeter, der hinter dem Vorhang steht, sind nur die mageren Waden zu sehen. Um so deutlicher hört man seine Trompete.

Dann und wann bricht die Musik plötzlich mit einem Rud ab. Der Trommler schlurrt in Holzsandalen zum Eingang, streckt den Kopf hinaus, unterhält sich mit Madame an der Kasse. Dann kehrt er melancholisch, leise schimpfend zurück und beginnt wieder zu trommeln. Immer erbitterter dröhnt die Trommel, immer hoffnungsloser die Pauke, nur der blinde Trompeter hinter dem Vorhang bläst mit gleicher Eingabe, gleicher unbekümmerter Fröhlichkeit in sein Horn. Aber niemand kommt. Ich bleibe der einzige Zuschauer.

Mir wird es ein wenig ungemütlich; soll das ganze Zirkusprogramm sich nur vor meinen Augen abspielen? Panikartia verlasse ich den Raum und stürme ins Freie. Madame an der Kasse ruft mir nach: sie will mir das Geld zurückgeben. Aber ich fliehe entsetzt, verfolgt von Trommel, Pauke und Trompete, die hinter ihrem einzigen Publikum herjagen. Erst an der Strakenede bleibe ich stehen und sehe mich um.

Angereffen, wie ein alter Knochen, hängt der abnehmende Mond schief über dem schlafenden, windstillen, nur von Träumen leicht gekräuselten Meer. Die Palmen werfen kreisrunde schwarze Schatten auf den weißen Sand. Das Grand-Hotel schläft.



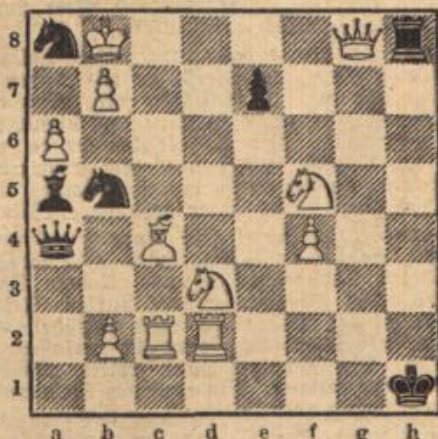
Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

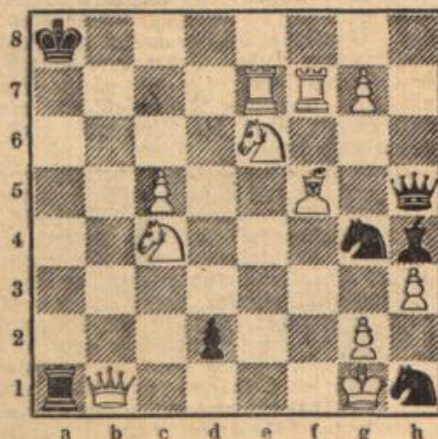
Nr. 23. Sam Loyd.

Die beiden heutigen Aufgaben gehören zum nachstehenden Text.



Weiße: Kb8, Dg8, Tc2, d2, Lc4, Sd3, f5, Ba6, b2, b7, f4.
Schwarze: Kh1, Da4, Th8, La5, Sa3, b5, Be7.
Matt in 1 Zuge.

Nr. 24. Von demselben.



Weiße: Kg1, Db1, Te7, f7, Lf5, Sc4, c6, Bc5, g2, g7, h3.
Schwarze: Ka8, Dh5, Tal, Lh4, Sg4, hl, Bd2.
Matt in 1 Zuge.

Auch im Schachspiel ist das mit Anstand Verlieren einer Partie eine Kunst, die nur wenige Spieler besitzen. Unser Mitbürger, der bekannte Schachspieler Habermann, der an einem Abend des vorigen Monats im Restaurant Tacke in der Bärenstraße einen Vortrag über „Der große Problemdichter Sam Loyd und der Schalk in seinen Schöpfungen“ hielt, kam dabei auch auf diesen Gegenstand zu sprechen. Er sagte: Fade Entschuldigungen beim Schachspiel hört man häufig. Der eine will seine verlorene Partie damit entschuldigen, daß er schon sehr lange nicht mehr gespielt habe, der andere will nicht wohl sein, wieder ein anderer kann nur mit seinen eigenen Figuren spielen, den einen hat das Licht geblendet, den anderen war der Sofasitz zu niedrig. Für den siegreichen Partner sind diese Ausreden beleidigend, denn nach Ansicht des Verlustträgers hat er nur aus besagten Gründen gewonnen. Aber zum Glück überhört der Gewinner die schalen Ausreden. So hatte der ebenso geistreiche wie humorvolle Problemkomponist Loyd im Jahre 1860 einmal die Problemlöser des von ihm stets besuchten Cafés hereingelegt. Sie hatten immer, wenn er ihnen ein Problem vorgelegt hatte, das sie

nicht lösen konnten, irgend eine Ausrede. Da brachte er eines Tages die obenstehenden Aufgaben mit. Als Loyd ihnen nach ihren vergeblichen Bemühen die Lösung gab, brachten sie die Ausrede vor, sie hätten geglaubt, Weiß zöge nach der anderen Richtung, sonst hätten sie die Lösung schon längst gefunden. Lächelnd zeigte ihnen Loyd, daß auch bei umgedrehtem Brett Weiß in einem Zuge matt setzen kann. Niemals wieder brachten sie Entschuldigungen vor.

Partie Nr. 11. Gespielt in Paris ohne Ansicht des Brettes im Februar 1858 in einer Loge während der Opernaufführung des „Barbier von Sevilla“.

Weiße: Morphy; Schwarz: Herzog von Braunschweig und Graf Isouard.

1. e4—c5, 2. Sf3—d6. Damals übliche Verteidigung des Philidor, wofür Weiß ein Entwicklungstempo bekommt. 3. d4—Lg4, 4. d×e5—L×f3, 5. D×f3—d×e5, 6. Lc4—Sf6, 7. Db3—De7, 8. Sc3—c6, 9. Lg5—b5, 10. S×b5! Beginn einer hübschen Kombination. 10. ... c×b5, 11. L×b5+—Sd7, 12. 0-0-0. Weiß ist frei entwickelt, während Schwarz an einem verstellten Läufer krankt. 12. ... Td8, 13. T×d7!—T×d7, 14. Td1—De6, um den Springer frei zu bekommen. 15. L×d7—S×d7, 16. Db8+!—S×b8, 17. Td8# Eine Morphy-Musterpartie.

Lösungen: Nr. 11. 1. Sh1; Nr. 12. d4. Angegeben von Rita Wolter, Paul Buerke, Hugo Habermann, Karl Kahl und Ludwig Nickel.



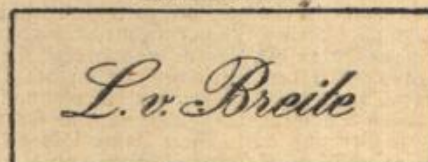
Rätsel



Haltbarkeit.

In der Ehe ist das ‚Wort‘ ein Heiligtum,
Wenn es ideal die Gatten bindet.
Fest ist auch das ‚Wort‘ der Treue,
Ist's an eidesstatt verkündet;
Auch die Hülle muß das ‚Wort‘ oft binden,
Soll der Inhalt Haltbarkeit stets finden.
Ist jedoch das ‚Wort‘ nicht fest dabei,
Wird zerrissen Ehe-‚Wort‘ und Treu’.

Visitenkartenrätsel.



Was ist die Dame?

Up to date.

Mein Freund, der lernte Autolenken,
Die Gattin bat: „Bleib‘ lieber hier,
Ich hab‘ so mancherlei Bedenken,
Nimm dich in acht eins Zweidreivier!“

Die Lehrzeit war sehr schnell verfliegen
Da kam mein Freund schon voller Glanz
Einszweidreivier in scharfem Bogen
Mit ruhig‘ schneid‘ger Eleganz.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 64.

Scherzbilderrätsel: Asta Nielsen. (Es sind stets die Anfangsbuchstaben der abgebildeten Tiere und Gegenstände zu berücksichtigen.) — Ergänzungsaufgabe: Ornat, Rauch, Delta, Nassau, Uranus, Noah, Genua, Hobel, Import, Liebe, Felsen. Ordnung hilft Haushalten. — Rätselhafte Schrift: Sei Leul Wenn Narrenhände dir in die Mähne kratzen, dann mach‘ dem Spiel ein Ende und zeige deine Taten.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Christine Buerke, Hugo von Ringelstätten u. Frau Bertalda, Hermann Sipper, Gretel Tröst, sämtlich aus Wiesbaden; Anna Flick aus Offenbach.